Etwas, das es noch nicht gab

Orchester und Tubaquartett in der Philharmonie

Gehen wir erst einmal an den Ursprung, der in der Antike liegt. Im alten Rom stand das Wort tuba ganz allgemein für Rohr oder Röhre. Damit dürfte eigentlich jedes Blasinstrument als Tuba bezeichnet werden, denn ohne Rohre geht da gar nichts. Die antike Tuba war noch ein gerades Instrument, aber schon ein flüchtiger Blick auf die moderne Tuba zeigt ein scheinbar unentwirrbares Geflecht großer und kleiner, vor allem aber gebogener röhrenförmiger Elemente. Hinzu kommt, dass es höchst unterschiedliche Bauformen und Größen gibt, worauf wir hier aber nicht im Detail eingehen können. Allein die Tatsache, dass manche Bilder die Mitglieder des Melton Tuba-Quartetts mit weit mehr als vier Instrumenten zeigen, beweist die Vielseitigkeit der Tuba. Melton ist übrigens ein Kunstwort aus den Namen der Instrumentenbauer Meinl und Weston.

Das erste Außerordentliche Konzert der Philharmonie brachte uns die Tuba in einer Weise näher, die eine absolute Neuigkeit darstellte, denn ein Konzert für Tubaquartett und Orchester hatte es bis vor kurzer Zeit nicht gegeben. Orchester in Duisburg, Dresden und Bamberg hatten ihre Mittel gebündelt und den renommierten Allroundmusiker John Stevens mit der Komposition dieses Konzerts beauftragt, das nun zwei Wochen nach der Uraufführung in Duisburg auch hier zu erleben war. Und ein Erlebnis war es tatsächlich. Stevens, selbst Tubist und Hochschullehrer für dieses Instrument, weiß genau, was er von den Instrumenten und ihren Spielern verlangen kann. Da gab es plötzlich keine Spur jener Behäbigkeit mehr, die oft von der Tuba als orchestralem Bassregister auszugehen scheint. Hartmut Müller, Heiko Triebener, Ulli Haas und, last but not least, Jörg Wachsmuth, Solotubist der Philharmonie, zeigten ein erstaunlich breites Spektrum an Möglichkeiten, zu denen die Instrumente fähig sind. Lyrisch-melodischer Fluss führte bis in hohe Lagen, die man der Tuba kaum zugetraut hätte und bemerkenswerte Ruhe ausstrahlte. Noch mehr musste man darüber staunen, wie schnell die einzelnen Töne ansprachen und dass die vier Musiker trotz beträchtlicher Geschwindigkeit und rhythmischer Probleme Virtuosität mit sauberem Spiel verbanden. Und sogar in Akkorden mit enger Lage in tiefen Registern war nichts von dickem Klang zu spüren. Jedes Instrument konnte Ton für Ton verfolgt werden. Der schwedische Dirigent Stefan Solyom ließ den Solisten alle Möglichkeiten der Präsentation ihres Könnens und nahm das Orchester manchmal weiter zurück, als es nötig gewesen wäre. Stevens' Orchesterführung ist zu gut, um nur stützende Begleitfunktionen auszuführen.

Dafür aber gab er der Philharmonie in den beiden anderen Werken des Programms oft genug die Sporen, was im Fall der Sinfonischen Tänze op. 45 von Sergej Rachmaninow gelegentlich zu unangemessener Klangschärfe führte. Auch in seinem Spätwerk kann Rachmaninow nicht verleugnen, dass für ihn die äußerliche Wirkung eines Werks oft über der inneren Substanz steht. Da schleicht sich in manchen Teilen Sentimentalität ein. Andererseits waren die drei Tänze von Solyom so plastisch modelliert, dass man unwillkürlich nach Bildern oder Geschichten suchte, die Grundlage der Tänze gewesen sein könnten.

Es mag an der unerhörten Spannung des Tubakonzerts gelegen haben, dass die Sinfonischen Tänze aus Leonard Bernsteins „West Side Story" nicht jene mitreißende Wirkung hatten, die man an gleicher Stelle schon früher erlebt hatte. Gespielt wurde sauber und korrekt, aber vielleicht war es gerade die Korrektheit, die die Wirkung minderte.

Peter Zacher